

# Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- u. Bade-Anstalten, Massage- u. Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern usw.  
Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Redaktion und Expedition:  
Berlin W. 57, Winterfeldt-Strasse 24.  
Fernsprecher: Amt Köpenick, Nr. 6488.  
•• Redakteur: Emil Dittmer. ••

Berlin,  
den 6. November 1914.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.  
Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ viertel-  
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 Mk.  
Postzeitungs-Liste Nr. 3164

Inhalt: Die Internationale der Aerzte. — „Eigenartige Er-  
fahrungen.“ — Kriegsbriefe. — Aus dem Tagebuch eines Feld-  
arztes (Denkmal). — Aus unserer Bewegung. — Rundschau.  
— Der Sanitätszug.

## Die Internationale der Aerzte.

Die weiße Fahne mit dem roten Kreuz flattert tausend-  
fach auf dem Erdenrund: unter dieser Flagge kämpfen alle  
Aerzte der kriegsführenden Völker nur gegen einen Feind  
— das sind Krankheit und Wunde — sie kämpfen alle mit  
den gleichen Waffen, mit den gleichen Mitteln. In  
den vielen Jahren des Friedens haben sie sich offen gerüstet  
und frei ihre Erfahrungen und Kenntnisse ausgetauscht, sie  
haben sich in Wort, Schrift und Tat gegenseitig belehrt —  
da gibt es keine Hinten und keine Tricks, die nur den Kranken  
eines Landes zugute kommen sollen. Die medizinische  
Wissenschaft ist frei von Chauvinismus, denn das körperliche  
Leid, der Schmerz, der Wunden kennt keinen Unterschied der  
Rasse und Nation.

In dem Zusammenbruch der Kultur, in dem Zerbröckeln  
des Völkerrechts, das wir schauernd miterleben, ist der Arzt  
aufrecht geblieben, und wäre es anders, man müßte an der  
Menschheit verzweifeln.

Man frage nur unsere Soldaten und Offiziere, wie sie  
in russischen Lazaretten behandelt wurden; die Aerzte pfleg-  
ten die Verwundeten nicht nur mit den Mitteln der medi-  
zinischen Wissenschaft und Kunst, sie sprachen auch zu ihnen  
— als die einzigen — wie Menschen.

Und die Russen in unseren Spitalern, die anfangs oft  
voll Mißtrauen den Blick senken, die in jedem Instrument  
nur ein todbringendes Werkzeug sehen, die zitternd, als wäre  
es Gift, jeden Tropfen Wasser abweifen, sie schauen nach  
wenigen Tagen den Arzt und seine Helferinnen voll stiller  
Dankbarkeit an.

Man lese die Aeußerungen französischer Verwundeter in  
deutschen Lazaretten, man lese die Briefe deutscher Soldaten,  
die von französischen Aerzten betreut werden; aus allen Münd-  
er der Ton dankbarer Verwunderung über die gute  
Behandlung.

Und wenn der „Tiger“ Clemenceau, der die medizinische  
Schule absolvierte, gesagt haben soll, daß deutsche Verwun-  
dete nicht so gut gepflegt werden mögen wie die seines  
Volkes, so beweist dies nur, daß er in seinem Leben eher  
alles gewesen ist als ein Arzt.

Für die wahren Jünger der medizinischen Wissenschaft  
gibt es weder Freund noch Feind: es mag hierfür der Grund  
nicht nur in einem höheren ethischen Standpunkt der Aerzte  
gelegen sein, es kann vielleicht auch manchmal das Faszi-  
nierende der ärztlichen Kunst, die über dem Interesse an der  
Art der Wunde und dem Verlauf der Krankheit das In-  
dividuum in seinen persönlichen Verhältnissen überzieht, eine  
Rolle spielen.

Wie immer die Tatsache zu erklären sei, sie besteht und  
gibt den Aerzten eine Ausnahmestellung, die sie über allen  
nationalen Daj erhebt, und sie bringt es mit sich, daß sie  
sich allein in diesem Völkerstreit die Hand reichen können und  
sich verstehen.

Könnte dieses Einverständnis die Aerzte, welche wie  
sonst niemand die Greuel des Krieges Stunde für Stunde  
miterleben, nicht zu gemeinsamer Tat vereinigen, zur Tat:  
als Friedensstifter aufzutreten, als Vereinigung jener  
Menschen, für die es nicht Sieger und Besiegte gibt?

Wie oft haben sie sich in den letzten Jahrzehnten bei  
Kongressen zusammengesunden an den verschiedensten Pun-  
ten der Erde, als eine Internationale der Wissenschaft!

Stets hat die Welt aufgehört, wenn ein neuer Weg  
gezeigt wurde im Kampfe gegen Seuchen, wie Cholera und  
Pest, und alle Völker haben sich auf gemeinsame  
Mittel hierzu geeinigt.

Mögen sie wieder zusammentreten und laut hinaus-  
rufen, daß die tausendfachen Wunden nicht das Aergste des  
Krieges sind, sondern dessen Krankheiten und Epidemien,  
welche schonungslos die jetzige und die kommende Generation  
schwächen und vernichten.

Der Krieg ist für die Entwicklung der Menschheit nicht  
physiologisch notwendig, wie es manche verkünden: er  
ist, so wie er sich jetzt vor uns abspielt, nicht der Ausdruck  
eines allgemeinen Kampfes ums Dasein: nur einzelne Men-  
schen, einzelne Massen brauchen ihn zur Selbsterhaltung.

Der „Friede“ wird kommen; aber soll gewartet werden,  
bis sich die Völker verblutet haben?

Wie wäre es, wenn wir Aerzte den Diplomaten zuvor-  
kämen und uns nicht scheuen würden, hinaus über alle Be-  
denken der Politik, uns heute schon zu dem gemeinsamen  
Kufe nach Frieden zu vereinigen!

Man wird uns hören, man muß uns hören.

Aerzte aller Länder, vereinigt euch! Es lebe die In-  
ternationale der Aerzte! Es lebe der Friede!

Dr. Arthur Rogge, d. Wiener Arb. Ztg.

### „Eigenartige Erfahrungen.“

Zu unserem Artikel in Nr. 21 der „Sanitätswarte“ schreibt uns ein Kollege, der gegenwärtig als Sanitätsfeldat Dienst in einem Meierbelazarett verübt:

„Werte Kollegen! Durch Euren Artikel „Eigenartige Erfahrungen mit Schwestern in Feldlazaretten“ habt Ihr ein Kapitel berührt, welches sich wie ein roter Faden vom schwarzen Wollstoff abhebt. Leider muß ich sagen, daß ich das in dem Artikel Angeführte nur bestätigen kann aus meinen bisher (seit Ausbruch des Krieges) hier im Lazarett gesammelten Erfahrungen. Ich möchte nur hoffen, daß die Auffassung des Oberltsarates, dessen Brief Ihr veröffentlicht über die Verwendung von Helferrinnen des Roten Kreuzes in den Meierbelazaretten, sich allgemein durchdringen möge. So ungeeignet wie der über große Teil dieser „Helferrinnen“ für die eigentlichen Feldlazarette ist, genau so ungeeignet sind sie für die Meierbelazarette. Man muß gesehen haben, wie diese „Damen“ die Krankenpflege auffassen, um nur einigermaßen ein Urteil über deren Tätigkeit abgeben zu können. Hier in dem Lazarett, zu welchem ich abkommandiert bin, liegen größtenteils innerlich Kranke, vor allem mit Rheumatismus befallene. Eine einfache Leimpadung, angelegt von den „Helferrinnen“,ügt meistens so, daß der Kranke sich bald vom Körper verliert. Dabei tun die Helferrinnen den ganzen Tag weiter nichts, wie Meditation: geben und Um schläge sowie Verbände anlegen. Alle Reinigungsarbeiten, welcher Art sie auch sein mögen, werden von den „Merken“ den Sanitätsfeldaten erledigt. Es ließe ja auch entschieden zuziel verlangt, wenn diese „Damen mit den garten Händen“ die Reinigung der Krankenzimmer, Urin- oder Speiglässer übernehmen würden. Und die armen Köstchen, welches Parfüm zu riechen gewohnt ist, kann man doch unmöglich zumuten, den Kranken ein Steckboden zu geben. Auch Ihr müßt einsehen, daß zu solchen Arbeiten nur die „Merke“ von Sanitätsfeldaten gut genug sind. Wenn Ihr aber gar schreibt, daß in Münchener Nachrichtenchriften steht, die freiwilligen Helferrinnen widmen sich mit Vorliebe der Offizierspflege, so möchte ich hierzu bemerken, daß diesen hier bei uns auch schon ein gewöhnlicher „Verwundeter“ genügt. Heber die „Liebedürftigkeit“ mancher freiwilligen „Schwestern“ könnte ich schon jetzt sonbare Kroben zum besten geben. Vielleicht bietet sich nach Beendigung des Krieges die Gelegenheit, diesen Punkt ausführlicher zu behandeln. Zugegeben soll werden, daß nicht alle

„Schwestern“ aus gleichem Holz geschnitten sind, und daß es auch sehr gute Schwestern gibt.“

Wir wollen hoffen, daß diese und andere unertreuliche Auswüchse sich im weiteren Verlauf des Krieges verlieren. Leider hat es ja den Anschein, als ob der Krieg noch längere Zeit dauert; da werden solche Begleitererscheinungen verschwinden müssen, weil sie den Beruf der Krankenpfleger und pflegerinnen diskreditieren. So fern uns dabei die Verallgemeinerung liegt, sind auch diese Einzelfälle schon schlimm genug.

### Kriegsbriefe.

**Im Lazarettzug.** (Zweite Reise.) Stuttgart, Sölingen und Tübingen hatten ihre Verwundeten aus unserem Zug übernommen. Gut einquartiert gewesen, treten wir nachmittags 3 Uhr frisch und munter zur zweiten Reise an. Alles in unserem desinzierten Zug ist frisch hergerichtet zur Aufnahme von 500 weiteren Verwundeten. Nachmittags 5 Uhr nehmen wir Ausreise. Wo geht jetzt die Reise hin? Wo sind wir am nötigsten? D. ist unser Ziel, um die dortigen Lazarette zu entlasten. Nach 18 stündiger Fahrt ist D. in Sicht. 4 Stunden jedoch müssen wir auf offener Straße bleiben. 15 Militärzüge stehen vor uns. Endlich fährt unser Zug in D. ein. Antreten! 10 Mann nach dem Garnisonlazarett! Delfen einladen! Meldung beim Oberltsarzt! -- Gut, daß Sie da sind! Was sind Sie für Landsteute? So, so, Württemberger! Eine kurze Anweisung an die Lazarettunteroffiziere: Stube 10, Stube 12, Stube 1, lauter Schwerverwundete in den württembergischen Lazarettzug. Die Leichtverwundeten nehmen bereits mit allen möglichen Hilfsmitteln und Stützvorrichtungen Richtung nach dem Bahnhof, 200 an Zahl. Ich habe auf einem vollbeladenen Lazarettwagen neben dem Aufsicher, einem biederen Bauer, meinen Platz. Es ist nachts 3 Uhr. Ich habe das Amt des Laternenhalters. Jetzt auf, nach dem Lazarettzug! Vor uns ein unentwirrbares Chaos von Wagen, Autos, Truppen: Infanterie, Artillerie, Kavallerie; Kluden, Schreien in allen möglichen Dialekten, munterweise Stodung. So rücken wir allmählich, schrittweise, je nachdem sich der Anmel vor uns entwirrt, lichtet, lockert, nach dem Bahnhof. Endlich, endlich ist unser Zug erreicht; befreit; atmen wir auf. Der Regen strömt ununterbrochen herunter, allmählich auch den letzten

### Aus dem Tagebuch eines Feldarztes.

II.

(Schluß.)

Eine Viertelstunde später setzt sich unser Zug, 4 Krankenwagen und 100 Träger, in Bewegung. Die stille, ergebene Bewegung, in der ich blinzelnd auf dem stolpernden Pferde saß, während mir der Regen ins Gesicht gesprüht wurde, hat in der Erinnerung etwas Kosmisches. Es ging nach Nordosten. Von dem sechsständigen Ritt in hochdunkler Nacht ist nicht viel zu berichten. Um 3 Uhr früh läßt der Regen nach, und der Mond durchbricht das jagende schwarze Gewöl. Es ist schwer zu sagen, was in dieser Beleuchtung unheimlicher aussieht: die öden, leeren Felder oder die feindlich verschlossenen Läden der Dorfbauer. Endlich bricht der Morgen an, ein unfreundlicher, kalter Morgen mit fahlem Licht; dazu die Melodie des jänischen Sturms. Nach der Meldung bei der Brigade erhalten wir den Auftrag, in der Nähe eines Truppenverbandplatz zu übernehmen.

Es gibt wohl keinen traurigeren Anblick, als jold einen von Verwundeten erfüllten Truppenverbandplatz, erdatternd selbst für die abgehärteten Augen des Arztes. Deutsche und Belgier liegen hier auf Stroß. Durch Umdrehen muß man sich überzeugen, ob sie noch leben. Wir stellen neun Tote fest, durch verächtliches Schütteln; sie liegen unter den Verwundeten. Die Transportfähigen werden auf Ambulanzautos möglichst zahlreich auf geladen. Dann übernehmen wir die Beerdigung der Toten: 4 Deutsche, 5 Belgier; 4 unserer Leute schaufeln ein Mahengrab, 3 schilde ich Blumen finden. Nach einer halben Stunde treten mein Kamerad und ich ans offene Grab. Ein leiser Regen tröpfelt herab, fällt in die etwa 1 1/2 Meter tiefe Grube, die nun die zerstörte Hoffnung von 9 armen Familien aufnehmen soll, von Wintern, Frauen und Bräuten, die wellend noch jetzt Briefe an ihre Lieblinge schreiben. Es liegt etwas unglückliches Trauriges über unserer einfachen Zeremonie. Acht Soldaten legen möglichst sanft und behutsam die Toten ins Grab, einen eng neben den anderen, die Köde über die Gesicht. Dann befehlt mein Kamerad: „Helm ab zum Gebet!“ Und während vorn auf dem Felde

unsere schwere Artillerie donnert, werfen wir den toten Kameraden drei Hände voll Erde ins Grab. Eine Viertelstunde darauf deckt sie ein Hügel, geschnitten mit einem einfachen Kranz und einem schönen Blumenbeet. Der Donner der Kanonen ist die großartige Grabmusik, die stille Graßheit der Kameraden, die ehrende Trauer, die wohl einem Mann unserer Generation und unserer Gegenwart zuteil werden kann . . .

#### 1. Erneute Kämpfe um Antwerpen.

Heute war Angriff auf der ganzen Linie. Nun geht es mit Macht auf Antwerpen, das letzte Bollwerk Belgiens, das uns noch widersteht. Für mich war der Tag ziemlich anstrengend. Um 11 Uhr vorrittags wurde nämlich die Kompanie vorgezogen und ich durch einen Radfahrer zur Division abholt, wo mir der Chef den Befehl übermittelte: „Leichtverwundetenjammelpfad wird von der Sanitätsbrigade am Nordausgang von X. eingerichtet.“ Zur Kompanie zurückgekehrt, nehme ich mir rasch vier Leute mit, die mich auf Mäden begleiten, und nun geht es den einsamen Weg entlang. Ich war gespannt auf X.; denn dort war wie in Löwen ein hinterlistiger Lieberfall auf unsere Truppen erfolgt, und auch da hatte ein heftiges Gericht gewaltet. Die Stadt liegt in dem reichen und anmutigen belgischen Gelände sehr hübsch. Aber von dem Aussehen des Inneren kann ich der, der es nicht gesehen hat, unmöglich eine Vorstellung machen. In einem Gemisch von Hansrart und Hnarat, von Scherben, Astt und Sande, von Metungsstücken, verwiesendem Vieh, Monsterverbuchen, Wagen, Fahrradtrümmern, kurz in einem ungeheuerlichen Chaos von Schutt und Schmutz mühen wir herumzuwaten, um einen Ort für den Sammelplatz zu finden. X. ist ausgetorben. Man sieht nicht keine Menschen mehr hier, nur leere Stroßen mit teils verbrannten, teils ausgebrannten und ausgeräumten Säulern. Als ich gestern ankam, befand sich außer in dem Invalidenhaus in der Mitte der Stadt auch kein einziger Soldat in X. Wie grauig ist es, so als einziger Mensch - meine Leute waren im Invalidenhaus - durch einen einst blühenden Ort, eine reiche Stätte des Lebens, zu gehen, wo das Echo jedes Schrittes laut durch die namenlose Stille hallt. Aus den Fenstern drallt es jetzt nicht mehr, obwohl sie einen ungestraft und unermüdet miedersehen könnten wie einen Hund.

trockenen Fäden in unserer Kleidung durchdringend, was ein unbehagliches, bis zum Nixmut sich steigendes Gefühl anstößt. Truppen aller Waffengattungen ziehen an uns vorüber in endlosen Reihen. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“, „Deutschland über alles“ klingen an unser Ohr. Soeben läuft ein Zug Bayern in den Bahnhofs - hurra! Militärmusik, und unter all diesem Konzert geht die Einladung und Lagerung der Verwundeten allmählich zu Ende. Jetzt ist alles voll. 180 Verwundete haben wir bei uns, und nun ade T!

Unser Ziel ist Tübingen und Ulm. Der Zug wird in Ulm-fernkern geteilt; die kleinere Hälfte, wobei acht verwundete Franzosen, geht nach Ulm, die größere Hälfte mit den Schwerverwundeten nach Tübingen. Meine acht Verwundeten kommen nach dem Museum, der nächste Wagen nach der medizinischen Klinik und so fort; jeder Wagen hat seine besondere Anweisung. Die in Tübingen ganz besonders gut organisierte Sanitätskolonne ladet in kurzer Zeit unseren Zug leer. Nach einer Erfrischung auf der roten Kreuz-Station geht es wieder nach Cannstatt zurück. Unser Zug wird desinifiziert. Wir erhalten einen Ruhetag, und übermorgen nachmittags geht es wieder frisch gerüstet nach unserem Zug zur erneuten Ausfahrt.

**Die Hölle im Champagnerkeller.** In einer der letzten Nummern des „Temps“ schildert eine französische Krankenpflegerin, die das Bombardement von Reims mitgemacht hat, die Ereignisse und die Stimmung in der bombardierten Stadt. Sie schreibt unter anderem: „Am 12. September lernten die Franzosen nach Reims zurück, am gleichen Tage begann auch das Bombardement wieder, und die Kathedrale wurde von den ersten Granaten getroffen. Wir mußten das Krankenhaus räumen und die Verwundeten wurden während einer zweitägigen Kampfpause in einige große Champagnerkeller geschafft. Ich hatte etwa vierzig Verwundete in einem Keller bei mir. Tagsüber aber mußten wir auf die Straße, um uns zu versorgen. Dabei haben acht Krankenpflegerinnen, fünf geistliche und drei weltliche, den Tod gefunden. Das Leben in diesen Champagnerkellern war furchtbar. Ich fürchte, es wird auch jetzt nicht anders geworden sein. Der Starrkrampf bedrohte jeden Kranken. Stunde für Stunde mußte man mit der Infektion kämpfen, nicht immer mit Erfolg, da viele Verwundete ihren Platz nicht verlassen konnten. Allein an einem Tage haben wir in der Zeit von 7 Uhr früh bis 5 Uhr abends 180 Geschosse gezählt, die auf unser Haus niederfielen oder darüber hinwegsausten. Es war manchmal unmöglich, zu atmen, infolge der Gase, die den zerplatzenden Geschossen entsprangen, und das Getöse war zeitweilig so ungehörig, daß man

sich gegenseitig in die Ohren schreien mußte, um sich verständlich zu machen. Jeden Nachmittag um 5 Uhr erschienen deutsche Flieger, die Bomben auf die Stadt warfen, und diese Bomben richteten oft mehr Schaden an als die deutschen Geschosse, da sie die Häuser in Brand setzten. Der Anblick der Stadt ist beklagenswert. Die Place Royale wird an drei Seiten von Trümmerhaufen umsäumt. Am furchtbarsten war die Wirkung des Bombardements im Mittelpunkt der Stadt. Fast alle Fabriken sind in Klammern aufgegangen, und ein Reimer Bürger, der eine ungefähre Schätzung des Schadens veranstaltet hat, bewertet die Verluste unter Ausschluß der zerstörten Denkmäler und öffentlichen Gebäude auf 350 Millionen Francs. Furchtbar sind die Leiden der Bevölkerung . . .“

**Aus unserer Bewegung.**

**Wahlgarten.** Nichts Erfreuliches war es, was wir unseren Leuten während der Dauer des Kriegszustandes aus Wahlgarten berichten mußten. Als wir daher an einem schönen Herbstsonntag, am 18. Oktober, nach langer Zeit wieder einmal nach Wahlgarten hinauspflanzten, um mit den dort beschäftigten Kollegen nun, da sie wenigstens jeden vierten Sonntag wieder ausgehen können, endlich persönlich zu verhandeln, da waren es eigenartige Gefühle, die uns befielen. Trotdem die Herbstsonne auf den Anitalkspart mit seinem bunten Raub strahlte, mußten wir angesichts der sich lang hinziehenden Mauern der Worte denken: „Ihr, die ihr hier eintrittet, laßt alle Hoffnung draußen“. Hatten doch diese Mauern wochenlang unsere Kollegen vollständig von der Welt abgeschlossen. Wochenlang ist hinter diesen Mauern mit Aufbietung der ganzen Arbeitskraft fast Unmögliche geleistet worden. Dabei war die Mehrleistung an Arbeitskraft noch durch Schwelmerung der Mott und Einschränkung des Meloubs „weil gemacht“. — Das waren die Gedanken, die uns auf dem Wege zur Versammlung leiteten. Von der Organisationsleitung war alles getan, um den Kollegen in ihrer schwierigen Situation zu helfen. Einen Teilserfolg hatten wir bereits errungen durch die Gewährung eines Wochenausganges und des Ausganges an jedem vierten Sonntag; aber das konnte auf keinen Fall genügen. Da wurde uns in der Versammlung eine freudige Ueberraschung zuteil, die uns die Kollegen bis zu diesem Tage aufgehoben hatten: Die famose Verfügung über die Schwelmerung der Mott war zu rückgezogen, und seit Anfang der Woche wurde das Essen wieder in gewohnter Weise verabreicht. Die Kollegen hatten nicht übel Lust, die Aufhebung dieser Verfügung mit dem Eintreffen der Dankzettel für die Versammlung nicht ganz unrecht haben. Möglich, daß die Kollegen nicht ganz unrecht haben. Es liegt aber auch der

Sie haben augenideinlich eine entsetzliche Angst bekommen, nachdem ein strenges Gerücht über sie ergangen ist.

Das Kloster richtete ich zum Leichtverwundetenjannmelplatz ein. Aber wie sieht es aus! Ein großer, schöner Bau mit Schulstuden und Lehrmitteln, mit Klosterküche, Refektorium usw. Die Aufentore sind jetzt eingeschlagen, in den Gängen des Innerhofs liegt schmutziges Stroh; alles ist grauhaft verwüdet, verwehenes Schlachtwich liegt umher, und ein schrecklicher Geruch verpestet die Räume. Glücklicherweise kam es nicht zur Einrichtung des Sammelplatzes, sondern ich erhielt durch einen Radfahrer den Befehl, mit meinen Leuten der Kompagnie, die auf einer Hauptchauffee vorgemerkelt sei, zu folgen. Ich fand die Kompagnie an der genannten großen Radstraße, wo sie ins Quartier ging. Das Wasser war leider selbst nicht zum Waschen zu benutzen.

Am anderen Tage fuhr ich vor- und nachmittags auf dem Rade zu unseren neuen Stellungen. Herrgott, wie liegt das alles schön! Die Anwerpener Landschaft hat einen großartigen Zauber, sie ist reiz und fruchtbar. Sie trägt bereits den Charakter der holländischen Gegenden, die ich so sehr liebe. Das Dorf, in dem unsere Artillerie aufgeföhren ist, bietet sich als ein reizendes Ortchen auf einem Hügel dar, inmitten von Strauchwäldern und Blumen. Ganz oben liegen Kirche und Pfarrhaus. Der geistliche Herr muß hier ein behagliches Wohnen gehabt haben; die Wohnstube, Speisezimmer, Kammer, Zimmerreinigung zeugen von Wohlhabenheit. Ich nieß zum Boden hinauf, um von hier eine gute Aussicht zu haben. Das Bild, das sich nun den Augen darbot, kann eigentlich nur ein Dichter beschreiben. Unter mir die breite, fruchtbar, leicht hügelige Ebene mit ihren anmutigen Baumgruppen, weithin sich dehrend. Doch hinten am Horizont! Der schwere massive Turm da drüben in der von Weheln, und Weheln brennt. Mächtig geballte weiße Rauchwolken liegen darüber; etwas näher rechts davon ist schon ein Fort von Antwerpen, aus dem ebenfalls dünere Rauchwolken emporsteigen; weiter rechts ein anderes Fort. Aus einem klosterartigen, massigen Bau des Dorfs, auf dem Rahmen natürlich beladene, wehen, sieht man mit dem Glas von dorther eine flackernde rote Feuerfäule aufsteigen; schwere Rauchschwaden, schon für das bloße Auge sichtbar, wälzen sich wie Feuerdröckler über die Gegend; dahinter weiße Rauchwolken hoch in der Luft.

Unsere langen Geschütze beschießen die Zufahrtsstraßen von Antwerpen zu den Forts; der ganze Horizont raucht.

Und ganz, ganz hinten ein hoher spitzer Kirchturm, mit dem Krismenglas deutlich erkennbar — Antwerpen.

Man kann sich nicht losreißen von dem fesselnden Bild, dessen Betrachtung nicht ganz harmlos und ungefährlich ist, weil die Weltgitter Miene machen, sich auf Pfarrhaus und Kirchturm einzuschließen. Auf dem Turm neben mir sitzt nämlich ein Artillerie-Leutnant mit dem Scherenfernrohr. Das einzig hörbare Geräusch ist das metallische Krachen unserer Artillerie. Nur der Feilschballon mit seinem nebenstarkten Zielbeobachter schwebt an unsichtbarem Seil über dem Tal. Die beneidenswerten Artilleriechauffeure des Stabs müssen eine unvergessliche Aussicht haben.

Ich reiße mich von dem wunderbaren Bilde los und rafe hinunter zur Stellung unserer schweren Artillerie. „Pänt!“ ertönt es immer lauter, schlagartiger, krachender; in der Nähe vergleichbar einem wichtigen Schlag in einem hoblen Eisentopf. „Donner“ ist für den Ton unserer großen Geschütze zu wenig bestimmt, zu lang hinballend, kein guter Vergleich. „Pum!“ ist völlig uncharakteristisch. Das Geschütz „donnert“ nicht, es schmettert eher. In der Ferne mag es dann ja mehr nach Donner klingen. Jetzt bin ich heran. Auf einer Leiter sitzt ein Leutnant; es ist die lange, freitragende Feuerwehleiter aus Prüffel, die aufgebuhelt hier zur Zielbeobachtung dient.

Abends kam ich müde nach Hause. Nach einer halben Stunde Ruhe plötzlich ein Aufsen, ein Laufen, ein Rennen auf der Straße. Und jetzt kam es im Mondschein herangewälzt als Ordnung des Tages. Mühselig knatternde Lastautos, mit Reifenrädern die breite Chauffee durchföhrend, an jedes angepoppelt ein schwerer Eisenlastwagen, beladen mit unwahrscheinlich riesigen Massen. So wälzt sich ein Doppelwagen nach dem anderen mühselig heran, auf jedem Teile ein riesiges Nachen. Zu beiden Seiten Infanterie, und das Feldheer der durchföhrenden Dörfer steht stumm Spalter und blickt — freudestrahlend und stolz auf den Sieger von Antwerpen. Von Natur, auf unseren Wundermörser Meiner weiselt, daß es es auch hier schaffen wird!

Gedanke nahe, daß die uns auf unsere Eingabe erteilte kurze Antwort des Herrn Oberbürgermeisters: „Ich habe von der Mitteilung Kenntnis genommen und die angeordneten Maßnahmen angeordnet“ (die vom 16. Oktober datiert ist, uns aber leider erst am 19. zugeht), hier schon ihre Wirkung getan hatte. Wir sind überzeugt, daß die vom Herrn Oberbürgermeister angeordneten Maßnahmen sich nicht nur auf das Essen beschränken werden, sondern daß in kürzester Zeit auch die notwendigen Neuarrangements vorgenommen und die selbst durch den Pflegemangel nicht zu begründenden Urlaubsbefchränkungen wieder aufgehoben werden. „Ni bis jet“ auch nur ein Teil unserer Wünsche erfüllt, so steht doch unabwiesbar fest, daß dieser Erfolg nur durch das unermüdliche Zusammenwirken der Vertrauensleute mit der Organisationsleitung errungen werden konnte. Mögen die in den Pflegeberuf neu eintretenden Kollegen ihre Schlüsse daraus ziehen und sich unserer Organisation anschließen.

|  |  |                   |  |  |
|--|--|-------------------|--|--|
|  |  | <b>Rundschau.</b> |  |  |
|--|--|-------------------|--|--|

**Bericht eines Kriegschirurgen.** Generalarzt Kraste hat der „Mündener medizinischen Wochenschrift“ eine Mitteilung über seine ersten chirurgischen Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatz zugehen lassen. Der Bericht ist inhaltreich und wertvoll, weil er sich bereits auf 600 Verwundete erstreckt. „Die meisten Verwundungen rührten von Infanteriegeschossen her und waren bei Freund und Feind nicht wesentlich verschieden. Das würde wiederum darauf deuten, daß auf dem südlichen Teil des Kriegsschauplatzes unserer Westgrenze keine Dum-Dum-Geschosse gebraucht worden sind, so daß deren Verwendung im Norden immer mehr dem Verdacht eines hauptsächlich englischen Einflusses verfallt. Nach der Aussage der Verwundeten hatten sie die Verletzungen meist aus Entfernungen von 400 bis 600 Meter erhalten. Die langen Knochen der Gliedmaßen wiesen im allgemeinen ziemlich einfache Verletzungen auf, und ebenso waren die Schäfte, die durch die großen Körperhöhlen hindurchgeschlagen waren, meist ohne ausgedehnte Verwundung. — Wieder wird die erstaunliche Tatsache bestätigt, daß viele Brustschüsse, deren der Arzt etwa 30 sah, oft sehr gutartig verlaufen sind und nur wenig Wundstauungen oder anderen Bluterguß herbeiführen. Auch Durchbohrungen des Darms konnten später einfach vernäht werden. Am schlimmsten wirkten auch Weichschüsse begriffsicherweise bei Schädelverletzungen, die in sehr vielen Fällen sofort zum Tode führen. Ziemlich häufig auch dabei merkwürdige Rettungen vorgekommen. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob das Gehirn im Schädel eine Sprengwirkung hervorbringt oder nicht. Die Richtung des Kopfes nach rechts, wie sie beim Schießen in liegender Stellung naturgemäß eintritt, bedingt häufige Verletzungen gerade der linken Kopfseite, die das Gehirn in günstigen Fällen nur mäßig in Mitleidenschaft ziehen, zu Lähmungen der rechten Körperseite auch zu Sprachverlust führen. Wesentlich anders nehmen sich die Verwundungen aus geringerer Entfernung aus. Die Zerreißungen sind dann viel häufiger und ausgedehnter, auch wenn kein Knochen getroffen ist. Oberarmknochen zeigten sich unter diesen Umständen so zertrümmert, daß an eine Erhaltung des Armes nicht zu denken war. Die feindlichen Geschütze hatten, nach den Verwundungen zu schließen, nur recht geringe Wirkung gehabt. Die durch sie herbeigeführten Verletzungen waren selten und — wenigstens mit Bezug auf die Schrapnells — auffallend leicht. 60 bis 80 Proz. aller Verwundungen waren solche der Gliedmaßen, was zum Teil selbstverständlich daraus zu erklären ist, daß die anderen Verletzungen häufiger den baldigen Tod veranlassen. Die Reihe der Wunder wird auch durch die Erfahrungen dieses Krieges vermehrt werden. Dazu ist namentlich ein Fall zu rechnen, bei dem die Lunge quer durchschossen wurde, ohne daß irgendeine Knochenverletzung stattfand. Nachmals ist das Gutachten des Generalarztes zu unterstreichen, wonach die meisten Lungenschüsse, die nicht durch andere Verletzungen kompliziert sind, zu den weniger schweren Verwundungen gerechnet werden dürfen. „Ni gleichzeitig die Wirbelsäule verletzt, so ist das Ergebnis freilich äußerst traurig. Der Verlauf von Bauchschüssen ist wesentlich davon abhängig, wie lange Zeit bis zur Operation vergeht. Ueberhaupt können Schlüsse erst nach längerer Beobachtung gezogen werden, doch scheint eine Wiederherstellung selbst unter ungünstigen Umständen nicht ausgeschlossen zu sein. Dafür ist die Versorgung und Behandlung der Verwundeten fast ebenso maßgebend, wie die Art und Schwere der Verletzung.“ — Das Zeugnis, das der Generalarzt dem gesamten Personal nach seinen Erfahrungen ausstellt, ist geradezu glänzend und drückt sich besonders in den Sätzen aus: „Ich wüßte nicht, wie die größten Schwierigkeiten besser überwunden werden können, als es hier geschehen ist. Vor allem habe ich mit Freude feststellen können, daß auf dem Schauplatz die größte Ruhe und Heberleiheit herrschte, und daß nichts von jenem Heberlei zu

bemerken war, der früher unseren Verwundeten so oft verhängnisvoll geworden ist. Von segenerreichen Folgen habe ich mich hinlänglich überzeugen können. Daß die allergrößte Mehrzahl der Verletzungen, auch der schweren Schußfrakturen, ohne gefährliche Entzündung, ohne Fieber, ohne Schmerzen, und ohne Störung des Allgemeinbefindens verlaufen konnte, hätte ich nicht für möglich gehalten.“

**Eine Statistik über Geschlechtskrankheiten.** Der Verband deutscher Stadtärzte hat in Gemeinschaft mit der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten eine einmalige Erhebung über die in der Zeit vom 20. November bis 20. Dezember 1913 in ärztlicher Behandlung befindlichen Geschlechtskranken veranstaltet, deren Ergebnisse für die beteiligten Städte gemeinschaftlich veröffentlicht werden sollen. Ueber die in Magdeburg erhaltenen Zahlen sei hier folgendes berichtet: Da die Mitwirkung seitens der Ärzte eine durchaus freiwillige war, wird die Beurteilung der gewonnenen Ziffern in erster Linie von der Stärke der Beteiligung der Bevölkerung abhängen. Die Beteiligung war i. a. eine sehr rege, es haben sich an der Erhebung beteiligt: von 94 allgemeinen Ärzten 77, von 10 Spezialärzten für Hautkrankheiten 9, von 62 sonstigen Spezialärzten 55, zusammen von 166 Ärzten 141. Im ganzen sind nach Ausschluß von 226 Auswärtigen 1072 Geschlechtskranke nachgewiesen, von denen 757 männlichen und 285 weiblichen Geschlechts waren. Alle Altersklassen vom 15. bis zum 60. Lebensjahr sind hierbei vertreten. Unter den 580 frischen Fällen von Syphilis bei Männern waren 184 Verheiratete, also etwa ein Drittel. Wenn bei den Frauen der Prozentsatz der Verheirateten nicht viel niedriger ist, von 181: 55, so deutet dies bereits darauf hin, daß bei den Frauen die Zahl der Erkrankungen durch die Ansteckung in der Ehe erhöht wird. Die gefährlichen Folgen der Syphilis erblicken aus den hohen Zahlen der an rezidivierender Syphilis, Tabes und Paralyse Behandelten. Hier handelt es sich in höherem Grade um ältere Personen. Verheiratet waren von 200 Männern 120, von 84 Frauen 43. Auch hier wird es sich bei den Frauen vielfach um Ansteckung in der Ehe handeln, zumal in einer Anzahl von Fällen beide Ehegatten zusammen als behandelt nachgewiesen sind. Die hohen Gefahren der Syphilis zeigen auch die mit angeborener Syphilis befallenen Kinder. Die Zahl der Behandelten wird hier mit 24, vielleicht gegenüber den anderen Ziffern, nicht sehr groß erscheinen, es mag aber darauf hingewiesen werden, daß im Jahre 1913 allein 22 Sterbefälle an venerischen Krankheiten ohne Tabes und Paralyse nachgewiesen sind, davon entfielen 11 auf das erste und 1 auf das zweite Lebensjahr. Die kongenitale Syphilis ist daher im ersten Lebensjahr als Todesursache von höherer Bedeutung als z. B. die Diphtherie (1913 11 Sterbefälle).

### Der Sanitätszug.

Auf Bahnhofswache — 's ist abends um neun —  
 Vom Weihen fährt langsam ein Zug herein.  
 Das Stahlroß, das sonst schnell und weit uns trug,  
 Heut zog es gar langsam den Krankenzug. — —  
 Beim Einfahren schallte froher Gesang.  
 Heut alles still — — — — — und der Zug ist so lang!  
 Sechshundert Verwundete liegen drin,  
 Die sollen wieder zur Heimat hin.

Und stehen wohl vierzig Wagen vor mir,  
 Doch man öffnet nur eine einzige Tür.  
 Ein junger Krieger kommt nicht mehr nach Haus — —  
 Sanft laden zwei Krankenträger ihn aus.  
 Sein Arm und sein halbes Gesicht ist umhüllt,  
 Seine Lippen flüstern schmerzgefüllt:  
 „Grüß' mein Mütterl, mein Kind und Weib!“ — —  
 — Da streckt der Tod den müden Leib — —  
 Der Arzt spricht milde: „Bei dem ist's vorbei!“ — —  
 Der Vorsteher ruft — — — — — die Abfahrt ist frei.

Schwer gleitet der Zug in die Nacht hinaus —  
 Wie ein Leichenzug — — kein Mensch schaut heraus.  
 Kein Singen — kein Gruß! — — — — — Eine Schwester trug  
 Durch die stillen Wagen den Wasserkrug.  
 Sechshundert! — — — — — Vielleicht schon am nächsten Ort  
 Tragen sie wieder einen fort? — —

Langsam schwindet der Zug in die Ferne.  
 Kleiner stets wird die rote Laterne  
 Gedankenvoll schaut der Posten ihr nach. — —

Der Regen fällt prasselnd aufs Bahnhofsdach.  
 — Der Bahnhof liegt still — — — — — doch meldet schon  
 Einen neuen Zug die nächste Station

Max Leopoldt.